Wie werden heute Gesetze gemacht?

Von Hans Herbert Götz

In Thornton Wilders Schauspiel „Wir sind noch einmal davongekommen" gibt es eine großartige Szene: Menschen und Tiere flüchten vor der hereinbrechenden Eiszeit. Auch ein ehrwürdig, prophetisch aussehender Greis sucht Zuflucht im Haus von Mister Antrobus. Ihm wird sie gewährt; denn ihn braucht man später wieder, wenn man noch einmal davongekommen sein wird: „Das ist der Mann, der alle Gesetze macht, der Richter Moses."

So war es wohl „am Anfang". Das Recht der Menschen, stets zugleich Recht Gottes, wurde „gesetzt". Gesetzgeber und Richter waren eins. Das „Ganze" war überschaubar. Ein Mann konnte alle Gesetze machen. Mit der Komplizierung der menschlichen Organisation wurde die Rechtssetzung schwieriger. Schon bei Platon heißt es im vierten Buch der „Gesetze": „Ich wollte sagen, daß eigentlich niemals irgendein Mensch Gesetze macht. Schicksale und Ereignisse von mancherlei Art in allen möglichen Fällen sind's; die machen uns alle Gesetze. Entweder hat ein Krieg in seinem überwältigenden Verlauf Verfassungen umgeworfen und Gesetze verändert, oder war's die Not jämmerlicher Armut ...". Diese aktuellen Gedanken sind vor mehr als zweitausend Jahren gedacht worden.

Wer macht heute die Gesetze? Tun es die Dinge? Oder vielleicht der „Apparat"? Vielleicht die ganze Gesellschaft? Wer ist diese „Gesellschaft"? Wer sind diejenigen, die die Gesetze machen, und wie machen sie sie? Man mag auf die Fragen, nicht unrichtig, aber nicht erschöpfend, antworten, der „Gesetzgeber" mache die Gesetze. Man braucht nur das Bonner Grundgesetz zur Hand zu nehmen und den sorgfältig überlegten, mit Hindernissen übersäten Weg eines Gesetzes zu verfolgen, von dem Augenblick an, da von der Regierung dem Parlament ein Gesetzentwurf zugeleitet wird oder aus der Mitte des Bundestages oder Bundesrates ein Initiativgesetz eingebracht wird, bis hin zur Unterzeichnung des Gesetzes durch den Bundespräsidenten und der Verkündung im Gesetzblatt, mit der ein Gesetz Rechtskraft erhält. Alle diese Fragen sind wichtig. Die Technik der Gesetzgebung entscheidet sogar maßgeblich über das Funktionieren und über die Qualität einer Demokratie. Ueber diese Fragen soll aber hier nicht gesprochen werden. Wer einen Blick in die politische Wirklichkeit tut, sieht, daß die Lektüre des Grundgesetzes die Frage, wie heute Gesetze gemacht werden, nicht erschöpfend beantwortet.

Rechtszerfaserung

Was wir seit Jahrzehnten, beginnend mit der Kriegswirtschaft 1914 bis 1918, beobachten, ist ein anhaltender Prozeß der Rechtszerfaserung. Die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Recht werden fließend. Weite Teile des Bürgerlichen Gesetzbuches sind nur noch Fassade, hinter der sich Dutzende von Spezialgesetzen und Verordnungen verbergen. Man denke an das Mietrecht, überhaupt das Wohnungsrecht. Mit dem gemeinnützigen Wohnungsrecht ist — nur ein Beispiel — ein ganz neuer Rechtskomplex hinzugekommen; die entsprechenden Gesetze und Verordnungen sind, wie viele andere Gesetze, ohne die Kenntnis anderer Vorschriften, etwa steuerlicher Art, überhaupt nicht zu verstehen. Diese (vielleicht unvermeidliche) Zerfaserung ist der Hauptgrund dafür, daß die meisten Rechtsgebiete nur noch von einer Handvoll Spezialisten beherrscht werden. Aber selbst die tun sich oft schwer.

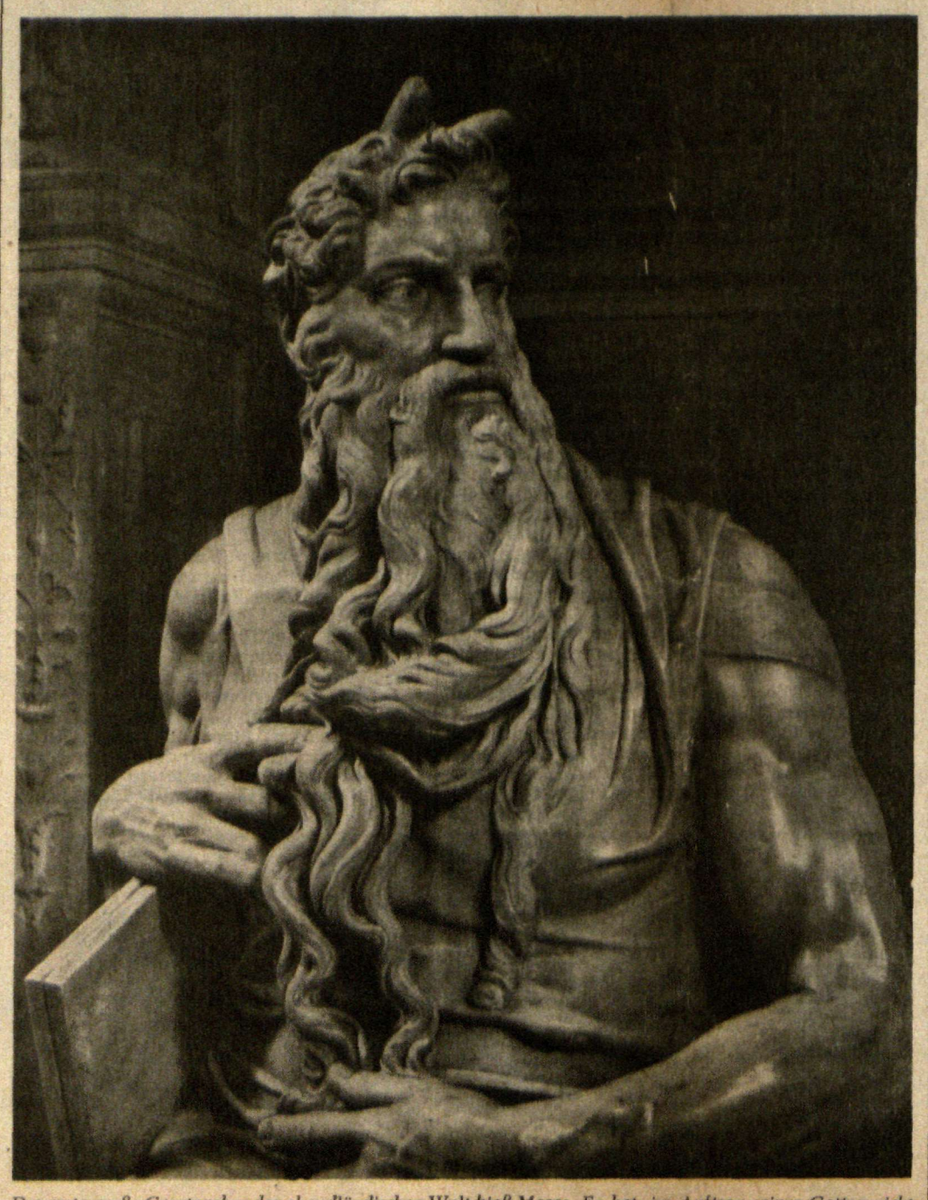
Das Gesetz über die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, ein in vieler Hinsicht nützliches Gesetz, ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie ein einziger Paragraph des Bürgerlichen Gesetzbuches durch ein umfangreiches, kompliziertes Gesetz ersetzt wurde, dessen Wirkungen bei der Verabschiedung weitgehend unbekannt waren. Jedenfalls muß man feststellen, daß mit der Veränderung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Struktur, mit der Veränderung der Auffassungen darüber, was „sozial" sei, sich die Zahl, die Qualität, die Zielrichtung und das Zustandekommen der Gesetze gewandelt haben: Die Zahl ist größer geworden, die Qualität schlechter, die Ueberschaubarkeit geringer und die Zielrichtung uneinheitlicher.

Das muß man gelernt haben

Wie aber kommen die Gesetze zustande? Hier macht man die merkwürdige Feststellung, daß Gesetze in extremen Fällen von einzelnen Beamten, manchmal einem einzigen „gemacht" werden. Es gibt Gesetzesmaterien, die nur noch von einigen wenigen Beamten eines Ministeriums voll übersehen werden. Man denke an das Gesetz über die Liquidation der ehemaligen Golddiskontbank, wo viele viele Millionen auf dem Spiel stehen, wo es aber in jedem mitberatenden Ministerium einen, höchstens zwei oder drei Beamte gibt, die das „Ganze" noch sehen. Nicht viel anders war es beim Kartellgesetz. Oft fühlen sich solche Beamte noch in der alttestamentarischen Rolle desjenigen, der das Recht „setzt". Auch in den Parlamentsausschüssen gibt es gewöhnlich nur einen oder zwei Abgeordnete in jeder Fraktion, die in diesen schwierigen Fällen mit den Referenten der Ministerien noch diskutieren können. Die Ministerialreferenten oder auch manche Abgeordnete sprechen dann über die Gesetzgebung gern in der „Ichform": „Ich werde das noch so und so ändern." Oder: „Ich habe erreicht, daß ..."

Es gibt andere Gesetze, die nicht von einzelnen Beamten, sondern von bestimmten Beamtengruppen im Bund und in den Ländern „gemacht" werden. Ein so wichtiges Gesetz wie das Gesetz über die Neuordnung der finanziellen Beziehungen zwischen dem Bund und den Ländern (Finanzreform), ein Gesetz, für das sich der einzelne Staatsbürger brennend interessieren müßte, ist faktisch in der Auseinandersetzung der Ministerialbürokratie von Bund und Ländern entschieden worden. Nicht mehr als eine Handvoll von Abgeordneten beschäftigte sich ernsthaft damit; die meisten sagten: „Laßt doch die Bürokratie diesen Streit allein ausfechten."

Manchmal werden Gesetze noch von Abgeordneten „gemacht". Leider sind solche Gesetze oft schlecht; manchmal erweisen sie sich, wie etwa das berühmt gewordene Ladenschlußgesetz, rasch als unbrauchbar. Wenn Abgeordnete Gesetze „machen", werden die Beamten meist um Formulierungshilfe gebeten. Sie tun es, obwohl sie genau wissen, daß selbst eine juristisch einwandfreie Formulierung ein solches Gesetz oft nicht retten kann. Fehler in Gesetzen werden in letzter Minute oft von den guten Verwaltungsjuristen des Bundesrates im Vermittlungsausschuß ausgemerzt. Selbstverständlich gibt es auch noch Abgeordnete, die Gesetze „machen" können, entweder daß sie die Materie technisch genausogut beherrschen wie ein Ministerialrat oder daß sie die denkerische Kraft und die juristischen Fähigkeiten zugleich besitzen, ihre politische Idee in einem Gesetz zu formulieren. Das ist, wie man weiß, schwierig, und das muß man gelernt haben. So existiert beispielsweise der Entwurf des Abgeordneten Professor Böhm über ein eigenes Wettbewerbsgesetz im handschriftlichen Manuskript — ein grandioser Ausnahmefall.



Der erste große Gesetzgeber der abendländischen Welt hieß Moses. Er hat, im Auftrag seines Gottes, nicht allein jene zehn Gebote auf den Gesetzestafeln verkündet, die die abendländische Welt als die Grundlage aller Moralgebote ansieht, sondern auch Rechtsvorschriften über praktische Probleme des Alltags, wie sie heute das tägliche Brot der Gesetzmacher sind: Gebot und Gesetz gehören zusammen. Der Moses Michelangelos steht im Begriff, im Zorn die Tafeln zu zerbrechen, in die Gott selbst die Schrift eingegraben hat. Denn das zuchtlose Volk tanzte um das goldene Kalb.

Michelangelos Moses. Aus: Die Skulpturen, Gesamtausgabe von Ludwig Goldscheider, Phaidon-Verlag.

Das andere Extrem ist, daß ein Gesetz faktisch von der „gesamten Gesellschaft" gemacht wird, daß diese in allen Phasen der Gesetzgebung daran „mitarbeitet". Musterbeispiele sind die Rentenreform oder Steuergesetze, Wehrgesetze oder Agrargesetze. Zwar fällt der Gesetzgeber zuletzt die politische Entscheidung, aber die Vorentscheidung fällt oft schon in der Auseinandersetzung zwischen der Regierung und dem Volksganzen oder der öffentlichen Meinung, die sich in Gestalt von Verbänden, Gruppen, Zeitungen oder Zeitschriften darbietet. Gesetzgebung ist heute permanente Auseinandersetzung, und zwar in der in einer Massendemokratie typischen Form. Rechtssetzung ist Auseinandersetzung der Spezialisten untereinander geworden. Die permanente Auseinandersetzung ist langwierig, ermüdend, für den Außenstehenden verwirrend, oft kaum verständlich. Aber alle Rufe nach einfacheren Gesetzen müssen ungehört verhallen. Sie enthalten den unerfüllbaren Wunsch nach einer einfacheren Gesellschaft.

Verbände und Gesetzgebung

Die Gesellschaft eines modernen Industriestaates formiert sich in Gruppen. Der Staat empfindet die Existenz dieser Verbände und Gruppen keineswegs immer als lästig, sondern oft als nützlich. Er ist vielfach auf ihre Mitarbeit angewiesen. Die Verbände betätigen sich auch nicht immer und nicht ausschließlich als „pressure groups" oder als „Gegenspieler", sie sind auch Anreger und Helfer. Es kommt vor, daß der Geschäftsführer eines Verbandes mehr als der Referent des Ministeriums weiß. Die Regel dürfte aber sein, daß der Ministerialreferent, wenn er etwas kann, den größeren Ueberblick besitzt. Im Detailwissen mag ein Verbandssyndikus ihm überlegen sein. Aber der Ueberblick über das Ganze ist wesentlich. Die Interessentenkämpfe, die manchmal vor den Augen der Oeffentlichkeit zwischen großen Verbänden und Wirtschaftsgruppen geführt werden, setzen sich bisweilen innerhalb eines Ministeriums und zwischen verschiedenen Ministerien, freilich in zivilen Formen, fort.

Die Spannweite der Auseinandersetzungen zwischen den Verbänden einerseits und den Ministern, dem Kabinettschef und dem Parlament andererseits reicht von frostigen Fernschreiben über handfeste Debatten in tristen Dienstzimmern, von Unterhaltungen anläßlich eines Mittagessens, die man in solchen Fällen als „Frühstück" zu bezeichnen pflegt, bis zu Tagungen, Kundgebungen und Protestmärschen. Ob die Fernschreiben den Kanzler oder die Minister erreichen oder vorher auf dem Schreibtisch des Fachreferenten landen, der der Auffassung ist, die knappe Zeit des Chefs erlaube ihm die Lektüre von Fernschreiben nicht, ist unsicher. Schlecht steht die Sache für den Referenten, wenn sein Minister am nächsten Morgen aus der Zeitung erfährt, daß er ein Telegramm erhalten habe. Immerhin haben solche Telegramme Gesetze gelegentlich aufgehalten oder verändert. Die Verzögerung der letzten Zollsenkung ist nachweisbar auf die Flut telegrafischer Beschwerden zurückzuführen, die beim Bundeskanzleramt eingegangen waren. Diese Zollsenkungsaktion ist auch ein klassisches Beispiel, daß die Entscheidung oft nicht vom „Gesetzgeber", sondern zwischen Regierung und Wirtschaftsverbänden fällt.

Ist der Inhalt eines Gesetzentwurfes bekannt, werden Eingaben und Denkschriften verfaßt, Reden dafür und dagegen gehalten, kritische Aufsätze geschrieben. Verbandsmitglieder finden in der Regel am Ende des gedruckten Jahresberichtes seitenlange Aufzählungen von Eingaben, die ihr Verband an die verschiedenen Ministerien gemacht hat. In diesen Eingaben werden Vorschläge, fertige Paragraphenformulierungen angeboten. Die Rechtsgelehrten der Verbände und Ministerien beginnen ein langwieriges Hin- und Hergefrage und -gefahre, -geschreibe und -telefonieren.

Höhepunkte der Auseinandersetzung

Im Laufe dieser Auseinandersetzungen, die Monate und Jahre dauern können, wird einmal der Punkt erreicht, wo keiner der „Kontrahenten" seine Auffassung mehr exakt beweisen kann, wo die juristischen Fragen geklärt sind, wo das politische Ringen beginnt. Es erreicht seinen Höhepunkt in den parlamentarischen Kämpfen und deren Echo in Zeitungen und Funk. Diese Kämpfe spielen sich erst in den Ausschüssen, dann im Plenum ab. Dort werden von den Verbänden noch einmal ganze Breitseiten von Meinungsmaterial abgefeuert, hier sieht man die Verbandsvertreter im Parlament herumstehen. Sie gehen mit „befreundeten" Abgeordneten mittagessen, um sie mit bedrucktem Papier oder bereits formulierten Abänderungsanträgen zu versehen, teils im Restaurant des Bundeshauses, in der Regel aber an Orten, wo diese Kontakte weniger auffallen. Selbstverständlich werden auch die Zeitungen um „Mitarbeit" bemüht. Sie werden zeitweise wie Filmstars umworben. Die Formen dieses Werbens reichen von der schlichten Pressekonferenz, der Unterhaltung im kleinen Kreis, dem reicher ausgestatteten „Frühstück" bis zu Besichtigungsreisen. Identifiziert man die öffentliche Meinung mit der Meinung derjenigen, die in den Zeitungen Aufsätze und Kommentare schreiben, so wird man sagen müssen, daß sie an den Gesetzen intensiv mitarbeitet.

Einen immer größeren Anteil an der gesetzgeberischen Arbeit nimmt die Wissenschaft. Man kann über den Umfang, den diese Mitarbeit angenommen hat, zwiespältiger Meinung sein. Das wissenschaftliche Gutachten ist jedenfalls eine neue Kategorie der Meinungsbeeinflussung und ein Teil der Gesetzgebung geworden. Es gibt Fälle, wo sich Verbände von Professoren Gutachten machen lassen, die rein wissenschaftlich sind und deren Zusammenhang mit dem zur Debatte stehenden Sachproblem nur lose ist. Leider aber wird das Gutachten immer häufiger mißbraucht und so um seinen wissenschaftlichen Ruf gebracht. Es gibt Verbände, die „ihren" Professor haben, und es gibt Professoren, die „ihren" Verband haben.

Die Nationalökonomie und die Jurisprudenz wenden sich mehr und mehr der Erforschung praktischer Fragen zu. Dabei ist viel fruchtbare Arbeit geleistet worden. Viele Gebiete harren noch der Erforschung. Der Wunsch, zu wissen, was die Wahrheit in der Wirtschaft und der Gesellschaft ist, wird immer stärker. Je komplizierter aber die gesellschaftlichen Tatbestände und damit die Gesetze werden, desto größer wird die Zahl der Streitfragen. Die Fülle der Gutachten über strittige Fragen des Wertpapierrechts oder des Kartellgesetzes ist dafür ein Beispiel. Die Professoren, die sich auf solchen Gebieten spezialisieren, haben keine Zeit mehr, Bücher zu schreiben.

Mehrere Ministerien haben sich wissenschaftliche Beiräte geschaffen; in der Regel ständige, die sich selbst Themen stellen und zu aktuellen Fragen Stellung nehmen. Ihre Qualität ist unterschiedlich, ebenso ihre Wirkungskraft. Im ganzen darf man sagen, daß sie sich bewährt haben. Es kommt auch vor, daß ein Ausschuß von Wissenschaftlern zur Vorbereitung nur eines einzelnen Gesetzes einberufen wird, wie der Ausschuß zur Vorbereitung eines Parteiengesetzes oder des Neugliederungsgesetzes.

Kann man die Spezialisierung, die auf der gesetzgeberischen Arbeit wie ein Fluch liegt, vermeiden? In der Arbeit der Regierung sind die Gefahren der Spezialisierung weitgehend gebannt, nicht im Parlament. Der Gesetzgeber hat sich zum Fachmann degradiert. Gespräche finden fast nur noch unter den Fachleuten der einzelnen gesetzgeberischen „Disziplinen" statt, kaum noch zwischen den verschiedenen „Fakultäten". Beispielsweise hat es während der monatelang andauernden Diskussion über die Reform der Rentenversicherung kaum jemals ein vernünftiges Gespräch zwischen den Sozialversicherungstechnikern und Wirtschaftspolitikern gegeben. Mit dem anfangs im Ausschuß vorgeschalteten Anhören einiger Professoren der Nationalökonomie entledigte man sich einer Anstandspflicht. Als die Professoren draußen waren, atmeten die Techniker auf und meinten, daß man jetzt endlich mit der Arbeit beginnen könne. „Gemacht" haben das Gesetz schließlich die Fachleute, die Gesetzestechniker. Erst in der Schlußphase konnten bestimmte Formulierungen wegen allgemeinwirtschaftlicher Bedenken noch geändert werden.

Muß es bei der Herrschaft der Spezialisten bleiben? Wir glauben nein. Auch die Reichsversicherungsordnung — um beim Beispiel zu bleiben — kann man verstehen, wenn man sich Zeit nimmt und sich einarbeitet. Das Prinzip der Fachausschüsse aber drängt den Spezialisten geradezu in die Rolle des alleinigen Gesetzgebers. Im dritten Bundestag wird es wieder die Fachausschüsse der Bauernverbandspräsidenten, der Bürgermeister und der Sozialpolitiker geben. Sie werden versuchen, die Spezialfragen unter sich auszumachen. Man soll auf ihren Rat und ihre Erfahrung nicht verzichten. Man kann aber nicht erwarten, daß die meisten dieser Spezialisten über den Zaun ihres Gebietes hinaus zu sehen vermögen. Viel wäre schon gewonnen, wenn der Spezialist als ein notwendiges Uebel angesehen würde und nicht als das Heil.

Es wird häufig übersehen, daß die Spezialisierung auch der Gruppe Schaden zufügen kann, die glaubt, mit ihren Spezialisten im Parlament besonders gut vertreten zu sein. Die Volkswirte und Industriellen ringen im Wirtschaftspolitischen Ausschuß und übersehen, daß ihnen die Sozialpolitiker anderen Orts das Fell über die Ohren ziehen. Die Arbeitnehmer kämpfen in den sozialpolitischen Ausschüssen und wundern sich, wenn die Wirtschaftspolitiker Beschlüsse fassen, die ihnen nicht passen. Dabei gehörten die Volkswirte eigentlich ebenso in die sozialpolitischen Ausschüsse wie in den Ernährungsausschuß oder in den kommunalpolitischen — und umgekehrt. Die Spezialisten müssen in die Rolle des Dienens zurückverwiesen werden.

Unsitten des Spezialistentums

Freilich ist solcher Wunsch leichter ausgesprochen als erfüllt. Es bedarf einer grundsätzlichen Aenderung der Auffassung, was die Aufgabe des — politischen — Abgeordneten sei. Typisch für die Einstellung vieler Abgeordneter ist der bei Plenardebatten immer wieder zu hörende strafende Zuruf, der Abgeordnete X könne doch gar nicht mitreden, da er an den Spezialberatungen im Ausschuß nicht teilgenommen habe. Wer so spricht, vergißt, daß der Ausschuß nicht der Gesetzgeber ist. Er beweist, daß er den Sinn des Gesetzes, sagen wir ruhig: seine Heiligkeit, nicht begreift.

Zu den Unsitten des Spezialistentums gehört auch das Auswechseln bestimmter Abgeordneter in bestimmen Ausschußsitzungen. Mitglieder des Haushaltsausschusses beschweren sich manchmal, bei der Beratung bestimmter Einzelfragen tauchten ganz neue Gesichter auf — in der Regel die Gesichter der Stellvertreter —, die sich bei der Beratung des Gesamthaushaltes sonst nie beteiligten.

Man sollte nicht müde werden, den Ruf nach besseren Gesetzen zu erheben. Regierung und Parlament sollten immer wieder darüber nachdenken, ob dieses oder jenes Gesetz wirklich nötig sei. Je weniger Gesetze, desto besser können sie werden. Heute auf ein Gesetz verzichten, heißt in der Regel auf Schutz verzichten. Wer Schutz will, Schutz vor Not und vor Wettbewerb, kann nicht gleichzeitig für Gesetzesvereinfachungen plädieren. Freilich gibt es Leute, die beides in einem Satz fordern. Platon sagt: „Allein, wer einen Staat ordnet, darf nur das Mögliche wollen." Vom Gesetzgeber wird häufig das Unmögliche verlangt.

Der Roland von Rolandia

Bremen schickt ein Standbild in den ehemaligen Urwald / Von Lothar Bauer

Die Stadt Rolandia in der von einer englischen Siedlungsgesellschaft seit 1925 erschlossenen Kaffeezone im Norden des brasilianischen Staates Paraná hat den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer Gründung gefeiert. In diesem jungen Gebiet, das aus dem Urwald herausgehauen wurde, bedeutet das etwa soviel wie fünfhundert Jahre in Europa. Man darf sich Rolandia, das ursprünglich Roland heißen sollte und von den Einheimischen auch heute noch so genannt wird und das während des Krieges vorübergehend seinen Namen in den einer brasilianischen Holzsorte, Caviuna, abändern mußte, mit seinen 45 000 Einwohnern nicht wie eine deutsche Stadt gleicher Größe vorstellen. In dem Stadtplatz leben höchstens 10 000 Menschen; neben der Durchgangsstraße aus Asphalt sind nur ein paar Hauptstraßen gepflastert; die Häuser sind fast alle einstöckig und viele aus Holz. Rolandia ist, wie der 25 Kilometer entfernte Hauptort des Siedlungsgebiets, Londrina, ein Zentrum für die Grundbesitzer, die bis zu 25 Kilometer von dem Stadtplatz entfernt wohnen.

Anfang der dreißiger Jahre, als die „Paraná Plantations Limited" begann, ihre Urwaldkonzession zu erschließen, die fast so groß war wie Schleswig-Holstein, hatte die von dem früheren Reichsminister Erich Koch-Weser geleitete Gesellschaft für wirtschaftliche Studien in Uebersee sich für Seßhaftmachung von deutschen Siedlern in dem Gebiet der englischen Gesellschaft interessiert; zu Ehren des Ministers hatte man den ausgewählten Ländereien den Namen Rolandia gegeben. Nach 1933 wurde mit einem Sonderabkommen die Möglichkeit geschaffen, von Deutschland aus Landlose in Reichsmark zu kaufen, wogegen die Engländer Eisenbahnmaterial für ihren Bau bezogen. So wanderten, unter Führung der Familie Koch-Weser — der Minister ist 1944 auf seiner Fazenda verstorben — einige Hundert rassisch und politisch verfolgte Industrielle, Kaufleute, Anwälte in das damalige Urwaldgebiet aus und wurden Kaffeepflanzer. Die ersten Jahre waren hart. Aber das Risiko, in einer Krisenzeit die Bäume für die braunen Bohnen anzulegen, die wegen des Weltüberschusses damals verbrannt wurden, hat sich gelohnt.

Rolandia ist, im Gegensatz zu den Orten in den Staaten Santa Catarina und Rio Grande, die schon vor über hundert Jahren gegründet wurden, keine typisch deutsche Siedlung, keine bäuerliche, sondern Plantagenwirtschaft. Es besteht ein gewisser Zusammenhalt der Einwanderer, im Gesellschaftlichen, in gegenseitiger Hilfe, vor allem im Kulturleben. „Pro-Arte-Rolandia" veranstaltet Vorträge und Musikabende und gibt seit kurzem ein monatliches Mitteilungsblatt heraus, das auf einem höheren geistigen Niveau steht als alles andere, was in Brasilien in deutscher Sprache gedruckt wird. Aus anderen Teilen Brasiliens sind einige deutschstämmige Familien zugewandert. Von den jungen Menschen ziehen aber viele auch wieder in die Städte. Rolandia ist heute ein buntes Gemisch vieler Nationalitäten, wie es selbst in Einwanderungsländern selten ist. Für das Fest des Stadtjubiläums war dies das Leitmotiv. Die Nachbildung des Rolands, den der Verein der Freunde Rolandias in Bremen gestiftet hatte und der von dem Bremer Außenhandelssenator Ludwig Helmken und einer Delegation von fünf anderen Herren aus Bremen überreicht wurde, stand zwar im Mittelpunkt der Feier, und der Botschafter der Bundesrepublik, Dr. Werner Dankwort, war mit dem Senator der Ehrengast; aber man spürte die Assimilationskraft Brasiliens, indem das Symbol deutscher Stadtfreiheit und abendländischer Einheit in den zwei Tagen der Hauptfeier zu einem Sinnbild des brasilianischen Schmelztiegels wurde, das vor allem eine neue Zusammengehörigkeit und ein neues Ziel, die Erschließung einer neuen Welt, bedeutet. Der Roland von Rolandia sieht nach Westen, wo es gilt, noch einige Hundert Kilometer Urwaldboden nutzbar zu machen. Der Bischof von Londrina sagte: „Wir alle haben dasselbe Blut, wir alle sind gleich." Diese alle, über denen die Flagge der Vereinten Nationen wehte, sind brasilianischer, japanischer, deutscher, polnischer, spanischer, portugiesischer und libanesischer Abstammung.

Ein solches Fest war auch für Brasilien etwas Neuartiges. Man hatte das Gefühl, daß alle Nationalitäten ihr Bestes zeigen wollten im Dank dafür, daß ihnen die reiche Erde dieses Gebiets ein materielles Wohlbefinden gegeben hat und eine Sicherheit, die anderswo schwer zu finden ist. Die Einwohner deutscher Abstammung, zusammen mit einigen anderen, brachten in einer Sammlung 100 000 DM zusammen, wofür ein medizinisches Ambulatorium auf Kraftwagen angeschafft werden soll, das eine regelmäßige ärztliche Untersuchung der landwirtschaftlichen Arbeiter ermöglicht. So soll der Roland von Bremen dazu beitragen, Bürgersinn im Urwald zu erwecken.

NET

KUPFERBERG GOLD Seit über 100 Jahren die gute Laune selbst KUPFERBERG GOLD KUPFERBERG GOLD

★EIN SEKT MIT GROSSEM NAMEN★ ★EIN SEKT MIT GROSSEM NAMEN★ ★EIN SEKT MIT GROSSEM NAMEN★ ★EIN SEKT MIT GROSSEM NAMEN★

Christliche Kunst in Nigeria

Eine Versuchsstation für Schnitzer bei den Yorubas / Von H. U. Beier

Die traditionellen Künste sterben heute überall in Afrika aus. Bei vielen Stämmen hat das Schnitzen von Plastiken bereits ganz aufgehört; bei einigen ist sogar das ältere Kulturgut von ikonoklastischen Reformreligionen zerstört worden. Bei anderen Stämmen, zum Beispiel bei den Ibo und Yoruba in Nigeria, sind wohl noch einige Schnitzer am Werk, aber ihre Arbeiten haben nicht mehr die Kraft der vorigen Künstlergeneration. Wirklich gute Werke sind in Nigeria meist über dreißig Jahre alt.

Der Grund dafür, daß die Kunst zerfällt, ist nicht schwer zu finden. Afrikanische Plastik ist hauptsächlich eine religiöse Kunst. Ihre Formen sind vom religiösen Erlebnis inspiriert. Die heidnische Welt Westafrikas aber zerfällt. Vom Norden her ist der Islam kriegerisch vorgedrungen und hat viele Stämme unterjocht und bekehrt. Der neue Glaube hat im Norden Nigerias und anderen westafrikanischen Gebieten eine sehr interessante Architektur hervorgebracht, aber die bildenden Künste sind, wie überall in der islamischen Welt, unterdrückt worden. Von Süden her haben christliche Missionen das Heidentum auf psychologischere Art angegangen. Die Kirchen identifizieren sich in Afrika mit anderen europäischen Einflüssen, die der Afrikaner unter den unbestimmten Worten „Fortschritt" und „Erziehung" zusammenfaßt. Die meisten Proselyten machen die Kirchen auf dem Umweg über die Schulerziehung. Schulbildung aber bedeutet dem Afrikaner in erster Linie sozialen Aufstieg, neue Berufs- und Verdienstmöglichkeit und Eintritt in das wohlhabende, politisch mächtige Bürgertum. Die neue Religion geht in vielen Fällen nur mit drein. So helfen paradoxerweise die christlichen Institutionen in Afrika, die religiösen Bauern in materialistische Bürger zu verwandeln.

Madonna eines nigerischen Schnitzers

Gleichzeitig haben die Missionen zur Zerstörung oder Unterdrückung entwicklungsfähiger alter Kulturgüter beigetragen. Trommel und Tanz zum Beispiel, die dem Afrikaner unerläßlich sind, sein religiöses Erleben auszudrücken, wurden ihm von allen Kirchen im Gottesdienst aufs strengste verboten. Plastiken wurden besonders von den Protestanten als „Götzenbilder" abgelehnt. Die aufbauende Arbeit der Missionen beschränkte sich im allgemeinen auf Schulen, Spitäler und Kirchen. Auf kulturellem Gebiet haben die Kirchen bisher wenig Interesse gezeigt, und es ist daher kaum verwunderlich, daß die neue Religion noch keine neuen Kunstformen erzeugt hat.

Einzige Ausnahme bildet die Katholische Kirche. Seit einigen Jahren versucht sie, einheimische Schnitzer zur Gestaltung christlicher Themen anzuregen. Sie vertritt sogar die Ansicht, daß die neue christliche Kunst zunächst im traditionellen einheimischen Stil geschaffen werden soll. Papst Pius XII. erklärte: „Bevor der Missionar ihre endgültige Unterdrückung beschließen darf [das ist: der einheimischen Kulturen. Der Verf.], muß er beweisen, daß sie unzertrennlich mit Irrtum verknüpft sind oder mit Morallosigkeit oder mit absurdem Aberglauben. Solange dies nicht bewiesen ist, gilt die Tradition. Sie hat die Kraft des Gesetzes."

Es mag wohl manchem anmaßend scheinen, daß sich eine Institution eigenmächtig zum Richter über fremde Kulturen ernennt, aber immerhin ist diese Haltung noch um vieles toleranter als die vieler anderer Kirchen.

Um diese Politik der Kirche zu verwirklichen, wurde vor einigen Jahren in Oye-Ekiti eine Art von Versuchsstation gegründet. Oye-Ekiti ist eine kleine Stadt im Yorubalande, in der die alten Schnitztraditionen noch verhältnismäßig lebendig sind. Unter der Leitung eines brillanten jungen Künstlers, Father K. Carroll, wurden hier ein paar junge afrikanische Schnitzer versammelt, die bereits in der Tradition ihrer Väter ausgebildet waren. Diese versuchte er nun anzuregen, christliche Motive darzustellen. Die Schnitzer waren teils Christen, teils auch nicht, und sie durften weiterhin für die heidnischen Auftraggeber im Dorfe tätig bleiben. Gleichzeitig aber erzählte ihnen Father Carroll die Geschichte Christi und versuchte, so gut wie möglich, ihnen den Geist des Christentums klarzumachen. Dann beauftragte er sie, diesen oder jenen Heiligen oder die Jungfrau Maria oder Christus selbst darzustellen. Keinerlei europäische Vorlagen wurden ihnen gezeigt, sie wurden im großen und ganzen angewiesen, einfach in ihrer gewohnten Weise zu arbeiten. Vorher wurden vielleicht Einzelheiten besprochen. Die Schnitzer interessierten sich durchweg für Details der Kleidung. Maria und Joseph wurden gewöhnlich nicht in afrikanischer Kleidung dargestellt. Die Heiligen Drei Könige dagegen erscheinen zuweilen mit Perlenkrone und afrikanischem Gewand. Father Carroll ist weise genug, nur sehr vorsichtig und nur sehr offensichtliche Mängel zu kritisieren. Den Stil zu verändern und an die neuen Forderungen anzupassen, sagt er, sei eine Sache von Jahren, nicht Monaten.

Father Carroll ist der Ansicht, daß die traditionellen Formen der Yorubaschnitzkunst im großen und ganzen von der christlichen Kunst übernommen werden können. Die Yorubakunst, meint er, sei vorwiegend humanistisch und nicht religiös. Viele alte Plastiken, stellt er fest, dienen einfach zur Verschönerung von Königspalästen und haben überhaupt keine religiöse Funktion. Und selbst die religiösen Masken haben einen Aufbau, der nicht eigentlich religiöse Bedeutung hat, sondern einfach das Leben der Yoruba illustriert. Könige, Jäger, Soldaten sind da abgebildet, ja Muselmänner mit Turban vom Norden Nigeriens und europäische Beamte im Tropenhelm tauchen da auf. Die Kunst der Yoruba ist dekorativ und formbewußt, versucht aber nicht Seelenstimmungen wiederzugeben. In einem Artikel in dem Journal „Worldmission" (Fall 1954) sagt Father Carroll: „The carver makes no attempt to give his subject expression, either of gesture or of feature. They do not laugh, weep, fear or smile. We find only the dignity of repose." Infolgedessen sei die Kunst nicht so wesentlich mit dem Heidentum verknüpft, daß sie nicht für christliche Zwecke übernommen werden könne.

Was für Einwände man auch gegen diese Theorie machen will, so muß man doch zunächst zugeben; daß das auf ihr beruhende Experiment außerordentlich erfolgreich war. Während nirgends sonst in ganz Nigeria christliche Kunst entstanden ist, hat Oye-Ekiti eine große Anzahl reizvoller Werke hervorgebracht, von denen viele bereits die kleinen Kirchen und Kapellen des Ekitilandes zieren. Im Gegensatz hierzu sind Kirchen im allgemeinen entweder ganz leer, oder aber sie haben an den Wänden scheußliche europäische Oeldrucke.

Die neuen christlichen Plastiken sind naiv und haben einen gewissen Ernst und eine würdevolle Ruhe, die an frühromanische Plastik in Europa erinnern. Diese Aehnlichkeit ist bemerkenswert, weil die Schnitzer keinerlei europäische Vorlagen kennen.

Der Hauptreiz der Plastiken sind die dekorativen Formen, ihre Hauptschwäche eine gewisse Starre und Ausdruckslosigkeit der Gesichter. In dem oben erwähnten Zitat glaubt Father Carroll diese Ausdruckslosigkeit als Charakteristik der gesamten Yorubaplastik zu erkennen. Diese Ansicht kann aber, glaube ich, bestritten werden. Man vergleiche die beiden Köpfe auf den nebenstehenden Abbildungen. Hier steht eine neue christliche Plastik einem alten heidnischen Werk gegenüber. Neben der ungeheuren Wucht und der Konzentration des alten Werkes wirkt das neue leer, fast puppenhaft. Die Formen der alten Plastik sind bestimmt und ausdrucksvoll, die der neuen verschwommen und eintönig. Fast noch deutlicher wird dieser Gegensatz bei den einander gegenübergestellten Kinderköpfen auf Abbildungen drei und vier. Father Carroll hat recht, wenn er sagt, die alte Yorubakunst drücke kein Lachen, Weinen oder Furcht aus. Wohl aber schafft sie einen Ausdruck von großer Intensität und Wucht, der in der christlichen Plastik fehlt. Die Kraft dieser alten Werke quillt aber meiner Meinung nach doch aus dem starken heidnisch religiösen Erlebnis.

Es ist allerdings vollkommen richtig, daß ein großer Teil der alten Plastiken nicht direkt religiösen Zwecken dient. Der hier abgebildete Kopf zum Beispiel ist Teil eines Pfostens in einem Königspalast. Man muß aber bedenken, daß sich im Leben des heidnischen Yoruba nichts vom Religiösen trennen läßt. Die in der europäischen Geisteswelt herrschende Trennung zwischen sakral und profan existiert hier einfach nicht. Der König zum Beispiel mag politisches Oberhaupt des Staates sein, aber er ist gleichzeitig ein den Göttern nahestehendes Wesen. Der Palast ist gleichsam eine heilige Stätte, in der die verstorbenen Könige begraben sind. Regelmäßig werden ihnen Opfer gebracht. Man kann daher nicht eine Plastik, weil sie sich in die Architektur eines Palastes einbaut, als profan bezeichnen. Jede Handlung im Leben des Yoruba hat eine geistige Bedeutung. Die Trommler zum Beispiel haben einen eigenen Gott, dem Musik und Trommeln heilig sind. Ob nun der Trommler religiöse Musik zu spielen hat oder nur Tanzmusik für eine Heirat — es muß doch jedesmal zu dem Gott gebetet werden. Selbst das Indigo, mit dem die Frauen Stoffe färben, ist eng verknüpft mit einem geistigen Wesen und darf nur von bestimmten Personen und in bestimmter Weise gehandhabt werden. Ein Volk, bei dem jedes Detail des Alltags so vergeistigt ist, kann schwerlich Plastiken hervorbringen — ob sie unmittelbar im Dienste eines Kultus stehen oder nicht —, die nur dekorativ, nur illustrativ sind. Wo dies bereits der Fall ist, muß es als Verfallserscheinung angesehen werden.

Links: Nigerische Schnitzarbeit aus „heidnischer" Zeit. Rechts: Madonnenkopf eines christlichen Bildschnitzers.

Die ungeheuere Konzentration aber, die ein Hauptmerkmal der alten Plastik zu sein scheint, fehlt vorläufig noch bei der christlichen Plastik. Paradoxerweise wirkt die christliche Plastik neben der heidnischen profan. Als große geistige Kraft ist die neue Religion noch nicht produktiv. Dies ist vielleicht gar nicht so verwunderlich. Gleichzeitig mit dem Christentum kamen Handel und Industrie und mit ihnen alle materialistischen Lebensanschauungen Europas. Noch wird das Christentum in den Gemütern der Afrikaner zu sehr mit dem „Fortschritt" identifiziert, als daß es der Kunst einen neuen Inhalt geben könnte. Nach der verhältnismäßig kurzen Zeit, die die Kirchen in Afrika tätig sind, kann man vielleicht noch nicht mehr erwarten.

Die ausdrucksstarke Konzentration der alten nigerischen Plastik fehlt vorläufig noch bei der christlichen. — Links: Alte Schnitzerei. — Rechts: Ein neuzeitliches, christliches Motiv.

Mittlerweile aber leistet die Katholische Kirche einen wichtigen Dienst. Sie hilft zum mindesten das Handwerk am Leben zu halten, indem sie ihm zu Aufträgen verhilft. Dies ist äußerst wichtig. Die heidnischen Auftraggeber werden immer seltener. Erstens werden mehr und mehr Menschen zu den neuen Religionen bekehrt, und zweitens sind die Heiden selten wohlhabend, und da die Lebenskosten steigen, werden die Plastiken notgedrungen teurer. Ueberall sind daher Schnitzerfamilien gezwungen, ihr Handwerk aufzugeben und Tischler zu werden. Der neue Beruf bringt mehr Geld ein und steht obendrein in höherem sozialem Ansehen. Europäische Auftraggeber treten nur vereinzelt auf. Ein größeres europäisches Patronat wäre auch gar nicht zu wünschen, da dies bald zu billigen „Andenken-an-Nigeria"-Plastiken führte. Die Aufträge der Kirche dagegen stellen die neuen Werke in einen sozialen afrikanischen Bereich und helfen dadurch gleichzeitig der sozialen Stellung des Schnitzers.

Der Versuch von Oye-Ekiti ist einzigartig. Er stellt bisher die einzige Bemühung um eine christliche Kunst in Nigeria dar. Er ist gleichzeitig der einzige Schritt, der überhaupt unternommen worden ist, das Handwerk zu erhalten.

Hoffen wir, daß aus diesen Bemühungen im Laufe der Zeit eine neue christliche Kunst wächst, die sich der alten afrikanischen Kunst würdig zur Seite stellen kann.

Lichtwechsel

VON WOLFGANG BÄCHLER

Als ich hinaustrat
durchs Tor der Fabrik,
taub vom Gehämmer
der nächtlichen Schicht,
blind von den Lampen,
Signalen und Feuern,
blind von den Schäumen
flutenden Schlafes,
biß mir der Frost
die Ohren auf,
riß mir der Frost
die Augen auf.

Und aus den Gärten
erfrorenen Bürgerglücks
löste sich's schwarz:
die Schwärme der Vögel,
von der Sehne des Lichts
in den Himmel gepfeilt,
Aufschwünge ins Blau
einer plötzlichen Hoffnung,
ein schwirrender Ton
durch die knisternde Luft,
der Bogen der Sonne
ward sichtbar.

Hypnotische Helle
wuchs über die dunkle
Schraffur der Zäune,
über die zittrige
Schrift des Geästs,
über die Mauern,
die Pfähle, die Drähte.

Aus den Kaminen
stieg die verbrannte
Kohle der Nacht
in den heiteren Morgen.

Die Wurzeln des Himmels

Roman von Romain Gary

COPYRIGHT BY R. PIPER & CO VERLAG MÜNCHEN · INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON LILLY VON SAUTER

(39. Fortsetzung)

Der Schutz der Felder und Ernten war ein lächerlicher Vorwand, denn ein paar Böller genügten, um die Elefanten zu vertreiben; was aber die Jagdscheine betraf, so mußte jeder Jagdbeamte zugeben, daß auf einen erlaubten Abschuß fünfzehn bis zwanzig illegal erlegte Tiere kamen. Zwischen den Menschen, die sich immer mehr versklavt oder vergewaltigt und um Wichtiges betrogen fühlten, und dem letzten Inbegriff lebendiger Freiheit, der noch existiert, fand im afrikanischen Urwald täglich Abrechnung statt. Vom afrikanischen Bauern, dem die lebensnotwendige Fleischration fehlte, konnte man nur schwer verlangen, er solle die Elefanten mit der nötigen Achtung behandeln; und gerade weil er physiologisch so tief im Elend steckte, war die Kampagne zum Schutz der Natur um so dringlicher. So schwer und vielfältig auch die Aufgaben waren, man mußte sich dennoch zusätzlich um die Elefanten kümmern. In diesem Punkt gab Morel nicht nach. Er sabotierte die totale Leistung und die hundertprozentige Rentabilität, er lief Sturm, wenn man Blut und Schweiß zu notwendigen Prinzipien des Daseins erhob, und er würde alles tun, was in seiner Macht stand, damit der Mensch für alle Zeiten der Knüppel zwischen diesen Rädern blieb. Er verteidigte einen Raum, der allem Zuflucht bot, was weder einen nützlichen Ertrag abwarf, noch wirkungsvolle Leistungen aufwies, was aber als unvergängliche Sehnsucht in der Seele des Menschen lebte. Das hatte er hinter dem Stacheldraht der Konzentrationslager gelernt, und es war eine Lehre, die weder er noch seine Kameraden jemals vergessen würden. Deshalb hatte er seine Kampagne für den Schutz der Natur mit so viel Lärm und Aufwand durchgeführt. Ihre Ergebnisse waren ermutigend: überall, im Radio, im Fernsehen, in den Zeitungen wurde davon gesprochen; er war ein volkstümlicher Held geworden, er hatte die Oeffentlichkeit gerührt, und nach und nach begriff jeder, was auf dem Spiel stand. Er sog ruhig an seiner Zigarette und blickte auf die matte, erschöpfte Herde. Er war jetzt sicher, daß er erreichen würde, was er wollte. Geduld mußte man haben, wenn es auch schwer war. Die Zahl der angeschossenen Tiere, die sich manchmal jahrelang mit einer Kugel im Körper entsetzlich quälten, mit einer Wunde, die sich schwärend und wimmelnd von Zecken und Fliegen immer tiefer fraß, konnte man unmöglich abschätzen, aber man brauchte nur mit den Brüdern Huette, mit Rémy oder Vasselard zu sprechen, um zu hören, was sie davon hielten. Vor drei Tagen hatte Morel selbst einen Elefanten erschossen, dem eine Kugel das linke Auge herausgerissen hatte: in der Wunde lag die Schädelkapsel frei. Morel war im Bett des Yala auf das Tier gestoßen, es drehte sich im Kreis und versuchte vergeblich, mit feuchtem Schlamm seine Qualen zu lindern. Er wußte, daß die letzten großen Jäger nichts taten, als die verwundeten Tiere zu verfolgen, um ihnen den Gnadenschuß zu geben, und das nicht nur, weil diese Tiere gefährlich wurden. Er war überzeugt, daß diese Männer ihm heimlich gut gesinnt waren und ihm, wenn es not tat, zu Hilfe kommen und ihn verbergen würden. Die Vorliebe gewisser Leute für „Kuriositäten" und afrikanische „Erinnerungen" war ihm ein vollkommenes Rätsel und ekelte ihn an. Er hatte vor wenigen Tagen die Gerberei eines „Fachmannes" für die Zubereitung von Häuten und Fellen in Französisch-Aequatorialafrika angegriffen und niedergebrannt; er hieß Wagemann, und seine Gerberei befand sich einige Kilometer nördlich von Gola. In einer Kleinigkeit unterschied sich sein Unternehmen von dem der anderen indischen, portugiesischen und sonstigen Händler, die sich mit Löwen-, Leoparden- oder Zebrafellen abgaben und von Morel mit der gleichen Hartnäckigkeit verfolgt wurden: Herr Wagemann hatte eine Idee gehabt, um die ihn die Erzeuger von Lampenschirmen aus Menschenhaut in Belsen hätten beneiden können. Er hatte wirklich einen gängigen Artikel gefunden. Eine recht einfache Sache übrigens, sie mußte einem nur einfallen. Man schnitt die Elefantenbeine ungefähr zwanzig Zentimeter unter dem Knie ab. Und vom Fuß aufwärts machte man aus diesem Stumpf, nachdem er entsprechend bearbeitet, entleert und gegerbt worden war, entweder Papierkörbe oder Vasen oder Schirmständer oder auch Champagnerkübel. Der Artikel war jetzt sehr gefragt, weniger hier in der Gegend, wo man diese Art Schmuckgegenstände eher satt hatte, als vielmehr für den Export. Herr Wagemann exportierte im Monate mehrere Hundert Stück, wenn man die Rhinozeros- und Nilpferdfüße mitzählte, und die Orang-Utan-Hände, die als Briefbeschwerer dienten. Als Morel sein Lager stürmte, hatte er dort achtzig ausgeleerte und präparierte Elefantenbeine gefunden und die gleiche Anzahl von Rhinozeros- und Nilpferdbeinen, die aufrecht im Schuppen standen und einen wahren Alptraum heraufbeschworen: das Bild einer ungeheuerlichen Gespenster-Herde. Er hatte das Lager angesteckt, dem alten Händler zwanzig Peitschenhiebe verabreicht, ihm außerdem einige Zähne einschlagen, und wahrscheinlich hätte er ihn umgebracht, wenn ihn Habib nicht zurückgehalten hätte. Diese Affäre hatte großes Aufsehen erregt, und vielen Leuten war Morel dadurch sehr sympathisch geworden. Man mußte nur noch ein wenig warten, dann würde die neue Konferenz zum Schutz der afrikanischen Fauna unter dem Druck der öffentlichen Meinung die unumgänglich notwendigen Maßnahmen zur Verteidigung der Natur veranlassen. Er dachte einen Augenblick an die Worte, die Herbier, der Administrator von Nord-Oulé, gesagt hatte, als er im Anfang zu ihm gekommen war und ihm sein Gesuch zur Unterschrift vorgelegt hatte — Herbier war ein ruhiger Mensch, durch die langjährige Tätigkeit als Verwaltungsbeamter an den rauhen afrikanischen Alltag gewöhnt und wenig geneigt, sich mit allgemeinen Begriffen abzugeben. Er hatte seine Brille aufgesetzt, das Gesuch gelesen, es sorgsam gefaltet und wieder auf den Tisch gelegt.

„Mein Bester, Sie kranken an einem zu edlen Begriff vom Menschen. Zum Schluß werden Sie noch gefährlich werden."

Er richtete sich in den Steigbügeln auf, um seine wundgeriebenen Schenkel etwas zu entlasten, stützte sich mit einer Hand auf den Sattel und betrachtete, während er seine Zigarette zu Ende rauchte, in der Ferne mit wachsamem Blick die erschöpfte Herde. Die Stämme hier in der Gegend hatten ihn Ubaba-Giva genannt, den „Ahnherrn der Elefanten", und wenn er auch darüber lächelte, so wünschte er sich doch keinen besseren Namen. Man mußte fortfahren, die Elefanten Afrikas zu verteidigen und es den Menschen, besonders den Franzosen überlassen, die ganze Tragweite der Kampagne zu begreifen. In diesem Punkt vertraute er auf sie; es war eine Sache, die sie direkt anging: sie gehörte sozusagen zu ihrer Tradition. Noch einen Augenblick blieb er so stehen, drückte dann die Zigarette am Sattel aus und begann zu Habibs Ueberraschung, der den Kopf schüttelte und mit der Zunge schnalzte, als er sah, wie hoffnungsvoll die Augen dieses verrückten und selbstsicheren Franzosen leuchteten, plötzlich vor sich hinzusingen; er nahm die Zügel wieder auf, lenkte dann sein Pferd durch die Schilfbüschel hindurch, über die trockene Erde hin, die unter den Hufen aufstäubte, drehte sich noch einmal um und lächelte den Elefanten freudig zu, so daß der Libaneser sich hinterm Ohr kratzte und leise vor sich hin fluchte; irgendwie bewunderte er die herrliche Verrücktheit, von der Morel besessen war und die ihm den, übrigens trügerischen, Anschein der Unbesiegbarkeit gab. Dann erst bohrte er seinem Reittier energisch die Fersen in die Weichen und folgte — um einen Ausdruck aufzugreifen, den er de Vries gegenüber ohne jeden Kommentar gebraucht hatte — „demjenigen, der noch daran glaubte", zu dem verabredeten Treffpunkt.

Sie kamen zwei Stunden später im Dorf an und ritten zwischen die Hütten hinein. Einige Kinder liefen auf sie zu, aber die Einwohner vermieden so geflissentlich, sie anzusehen, daß man merkte, wie sie sich fürchteten und wie fest sie entschlossen waren, sich nicht in eine Angelegenheit zu mengen, die offensichtlich nach ihrer Meinung die Weißen unter sich zu regeln hatten. Morel war darüber gar nicht glücklich, denn er hätte die Afrikaner doch gern auf seiner Seite gehabt. Wenn die Gruppe sich näherte, leerten sich gewöhnlich die Dörfer, und er fand darin nur mehr alte Frauen und erschrockene Mütter, die ihre Kinder zurückhielten. Er verstand einfach nicht, warum man sich ihm gegenüber so feindselig und furchtsam verhielt. Er bezahlte doch immer die Lebensmittel, die er verlangte, und nach einigen Exzessen in der ersten Zeit hatte er von seinen Leuten und vor allem von Korotoro und dessen Freunden eine Disziplin gefordert, die streng eingehalten werden mußte. Verteidigte er denn nicht gerade die Seele Afrikas, seine Zukunft und seine Integrität? Er wußte natürlich, daß die Leute, kaum daß er den Rücken gekehrt hatte, Elefanten töteten. Aber er nahm es ihnen nicht übel. Es traf sie keine Schuld. Die ganze Tragik lag in dem Verlangen nach Fleisch, dem ungestillten Bedürfnis nach Proteinen, und deshalb war es das dringendste — er wies in seinen Anträgen immer wieder darauf hin —, den Lebensstandard des afrikanischen Eingeborenen zu heben. Das mußte als erstes durchgeführt werden, wenn man die bedrohten Elefanten retten wollte. Und er mußte wieder an die Antwort denken, die ihm ein alter schwarzer Lehrer in Fort-Archambault gegeben hatte, der mit verächtlicher Gebärde sein Gesuch zurückschob.

(Fortsetzung folgt)